

Was zagest du?

Was zagest du beim ersten Schicksalsschlage, Als sei dein Hoffen rettungslos vernichtet? Es gab noch keine Nacht, die nicht gelichtet; Vertraue gläubig doch dem neuen Tage! Nur Mut gefoht! der Erd und Himmel lenket, Den stammelnd nur der größte Denker nennt, Derselbe ist's, der deine Sorgen lenket, Und der mit Vaterliebe dein gedenket.

Was zagest du! Mag sich die Woge heben; Es steht noch zwischen euch ein göttlich Walten, Das kann die Hölle selbst im Raume halten Und wird nicht Raum dem Widersacher geben. Nur Mut gefoht! Dich trägt ein ewiges Lieben Mit starkem Arm ob allem Stutgebräus; Und tobte endlich sich das Wetter aus, Bist du dem sichern Hafen zugetrieben.

W. Rehbein.

Das Glöcklein des Glücks.

Roman von Ludwig Rohmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Inzwischen war der Wagen ganz dicht an den Gutshof herangefahren. Auf dem Herrenhause wehte die Flagge mit dem Wappen der Wannoffs, und ein paar stattliche Birken waren als Festschmuck an die Pfeiler der Torfahrt festgebunden. Im Tor und auf der Straße standen Gutsleute, die dem Wagen neugierig entgegenzusehen.

„Walthers, nun sind wir da!“ rief Ulrich hervor. „Nun sind wir daheim!“ Die Leute, die in der kurzen Mittagspause unbeschäftigt waren, machten dem Wagen Platz und starrten die beiden braungebrannten Männer mit verwundernden Augen an: „Welcher von ihnen war denn nun eigentlich der junge Herr?“

Ulrich kannte keinen von ihnen; aber er nickte ihnen zu und lachte sie an: sie boten ihm ja den ersten Heimatsgruß! — Drinnen im Hof, nahe der Freitreppe, standen Adam, der alte Diener, und Inspektor Dirksen mit seinem Stallburken. Und broden auf der Freitreppe die Mutter und, auf einen tüchtigen Stod gestützt, der Vater — abgemagert, blaß, mit großen, hungrigen Augen und doch bemüht, Haltung zu bewahren und Eindruck zu machen. Und dann die Mutter! Ganz so, wie sie in seiner Erinnerung gelebt hatte; nur ein wenig ergraut, ein wenig ediger, als sie gewesen — und müde, müde. Hinter den beiden ein schlankes, junges Ding, das er nicht kannte. Das verstellte sich schon und lugte doch in brennender Neugier über die Schulter der alten Leute hinweg. Das alles ersah Ulrich mit einem einzigen, langen Blick. Während der Stallburke eifrig zu den Pferden sprang, öffnete Adam eifrig den Schlag: „Schön willkommen, lieber junger Herr!“

„Tag, Alter!“ sagte Ulrich lachend, während er aus dem Wagen sprang. Er nickte dem Inspektor vertraulich zu, fürchte dann die Treppe hinauf, umschlang die Mutter und schluchzte: „Mutter — Mutter!“

„Mein Jung!“ sagte die alte Frau, halb erstarrt in der übermächtig aufsteigenden Bewegung; und noch einmal, unendlich losend und zärtlich nur: „Mein Jung!“

Herr von Wannoff schloß sich ein wenig vernachlässigt. Er räusperte sich vernehmlich und streckte Ulrich die Hand entgegen.

„Tag, mein Sohn. Und herzlich willkommen: daheim.“ Ulrich gab die Mutter frei. Er faßte die weike Hand des Vaters und drückte sie, während er dem früh gealterten Mann in die großen, glanzlosen Augen sah.

„Lieber Vater — wie ich froh bin! Und daß ich Euch alle gesund wieder habe!“

„Gesund? Na, Ulrich, es tut sich damit. Aber du —! Tropenklima, Gefahren der See und Gott weiß, was alles sonst noch. Und daß wir dich nun endlich wieder haben! Hast es überstanden, wie ein ganzer Kerl, und siehst brillant aus. Ohne Uebertreibung: brillant!“

Ulrich lachte fröhlich an: „Was eben Wind und Wetter und die Tropenzone aus einem machen können! Ist nicht viel dabei, und die kühle Kulturwelt der Heimat wird mir das bishen Bronze bald aus dem Gesicht geblasen haben.“

Walthers stand indes auf der halben Höhe der Freitreppe und wartete, bis das erste Wiedersehen vorüber sein würde. Dabei war ihm ganz eigen zumute. Er hatte die Empfindung, daß ein Fremder bei dieser Wiedersehensfreude nichts zu suchen habe, und es tat ihm leid, daß er nicht lieber doch einen Tag später gekommen war. Dann betrachtete er in teilnahmsvoller Neugier die beiden alten Leute. Die Frau zuerst. Alt war sie nun freilich noch nicht. Auf der Schwelle der Fünzig etwa, aufrecht, stark und gesund, und doch lag ein milder Alterszug über der ganzen Gestalt. Die klare Stirn leuchtete breit und edig unter dem leicht angegrauten Scheitel hervor, und aus den ruhigen Augen sprach ein fester, unbeugbarer Wille. Dazu wollte dann freilich der weite Zug wieder nicht stimmen, der um den Mund gelagert war und in der Bewegung dieses Augenblicks be-

sonders stark hervortrat. Dann der Mittelmeister: ein kranker Mann. Der Versuch, Haltung zu bewahren, ließ das Bruchige der ganzen Erscheinung nur noch schärfer hervortreten. In dem zerstörten Gesicht machte der gewaltige, sorgsam aufgebürstete Schnurrbart einen geradezu grotesken Eindruck. Alles an dem einstigen Musteroldaten war ausdruckslose Körperlichkeit.

Und hinter den beiden das junge Ding, das in besangener Neugierde auf die Ankömmlinge sah. Ein Mädchen, das in ländlicher Umgebung aufgewachsen sein mußte; vielleicht ein wenig zu derb und zu gesund, aber hübsch mit dem freistig gezeichneten Mund und den lustigen Augen, hinter denen etwas Besonnenes hervorlugte. Von der hatte Ulrich nie gesprochen. Ob das eine jüngere Schwester war? Sie mußte dem Hause doch jedenfalls nahe stehen, da sie ihren Anteil am ersten Wiedersehen haben durfte.

Ulrich befaß sich endlich auch auf den Freund. „Erlaubt, liebe Eltern: mein Freund, mein Führer und Weggenosse, Herr Professor Walthers Schlegel.“

Frau von Wannoff stockte dem Gast die Binde entgegen, da der Mittelmeister in der Erregung des Augenblicks sich schwer auf ihren rechten Arm stützte.

„Ich bin glücklich, Herr Professor, daß sie uns die Freude machen, Sie bei uns begrüßen zu dürfen. Ullly hat uns so viel von Ihnen geschrieben, und wir wissen wie großen Dank er Ihnen schuldet. Er und nicht weniger wir. Wir haben Vertrauen zu Ihnen gehabt, ohne daß wir sie konnten — so lebhaft hat Ullly Sie geschildert, und wenn mich neben der Sehnsucht auch einmal die Angst packen wollte, dann dachte ich an Sie, und ich wurde ruhig. Es hat uns sehr, sehr glücklich gemacht, meinen Mann und mich, daß Sie sich ohne Umstände entschlossen haben, unserer Einladung zu folgen.“

Walthers lächelte ihr die Hand und sah dann in die Augen, die so herzlich auf ihn gerichtet waren.

„Sie beschämen mich, gnädige Frau! Wir sind Kameraden gewesen; der eine hat den anderen nötig gehabt, und wir haben Arbeit und Gefahr geteilt.“

Auch der Mittelmeister streckte Walthers die zitternde Hand entgegen: „Na, Herr Professor, etwas mehr als bloße Kameradschaft ist's wohl doch gewesen. Seien Sie uns herzlich willkommen und lassen Sie sich's lange bei uns gefallen. Ein bißchen einsam ist's ja freilich hier oben im Ofen und zumal auf dem flachen Lande. Es wäre immerhin denkbar, wenn Sie nach einem so langen Aufenthalt in den entlegensten Erdewinkeln einige Sehnsucht nach dem brausenden Leben der Großstadt verspürten. Aber schließlich — leben läßt sich's auch bei uns.“

„Mir war ihre liebe Einladung das willkommenste Heimatsgeschenk“, sagte Walthers warm. „Wir haben draußen tüchtig gearbeitet, und ich glaube, wir alle haben zumächst nur das Bedürfnis nach Ruhe mit heimgebracht. Außerdem: die Großstadt hat mich nie gereizt.“

Der Mittelmeister starrte ihn ungläubig an.

„Ist es die Möglichkeit! Es sollte einen Menschen geben, der in Berlin lebt, ohne Berlin zu genießen? Oder es auch nur wirklich zu kennen?“

Frau von Wannoff wurde unruhig.

„Ich denke, wir gehen nun hinein“, sagte sie schnell. „Sie werden ausgehungert sein nach der strapaziösen Fahrt, und von meinem Ullly weiß ich, daß er sich erst recht daheim fühlt, wenn er seine Füße unter Mutters Tisch stellen kann.“

„Stimmt!“ lachte Ulrich vergnügt. „Und einen Varenhunger bring ich mit, an dem du deine Freude haben wirst. — Pardon, aber wer ist denn das?“

Während Frau von Wannoff an die rechte Seite ihres Mannes ging, um ihn ins Haus zu führen, wurde das junge Mädchen auch für Ulrich ganz sichtbar, und er starrte sie überrascht an. Das Mädchen stand glutübergossen da, aber sie gab sich Mühe, ihre Verwirrung zu verbergen und Ulrich gerade anzusehen.

„Ein kleines Mädchen aus der Nachbarschaft, Herr von Wannoff, das sich unendlich freut, Sie wiederzusehen.“ Dabei kniefte sie schelmisch: „Doktors Eoe!“

„Doktors?“ Ulrich suchte in der Erinnerung, und dann streckte er dem Mädchen in frohem Erkennen beide Hände entgegen. „Ist es die Möglichkeit! Aber wenn man die Schulmädchen in der Erinnerung hat und eine junge Dame wiederfindet!“ Er schüttelte ihre Hände und sah ihr strahlend in das frische Gesicht. „Herrgott, wie ich mich freue! Und wie lieb, daß Sie zum Willkommen herüber kamen!“

„Eoe ist viel bei uns gewesen“, sagte Frau von Wannoff herzlich. „Sie hat uns viel Freude und Sonne ins Haus gebracht.“

Und der Mittelmeister stimmte eifrig zu: „Hat sie! Muttling behauptet sogar, ich alter Knabe sei regelrecht in das Kind verliebt.“

„Aber, Alter —!“ Frau von Wannoff wandte sich schnell gegen Walthers. „Gestatten Sie, Herr Professor: Fräulein Pehold, die Tochter unseres Arztes und Freundes.“

Das Mädchen reichte dem Professor ohne Scheu die Hand.

„Es macht mich glücklich und stolz, Herr Professor, daß ich Sie sehen darf.“

„Glücklich — und gar stolz?“ Er mußte lächeln.

„Wirklich. Nicht nur, weil ich hier im Hause so viel Liebes von ihnen gehört habe. Auch mein Vater schmürmt für Sie, und namentlich für Ihr Werk über die Fauna der Tiefsee.“

„Wahrscheinlich? Sie machen mich eitel. Aber Ihr Herr Vater ist doch Arzt, wenn ich recht verstanden habe —?“ „Ja, und Gott sei Dank kein schlechter. Aber doch auch nur Arzt von Beruf. Seiner innersten Neigung nach ist er Naturwissenschaftler und seine besondere Liebe gilt der geheimnisvollen Wunderwelt der Meere.“

„Ich werde mich freuen, ihn kennen zu lernen.“ „Na, es lohnt sich schon der Mühe“, sagte der Mittelmeister. „Ist ein tüchtiger Mann, wenn wir zwei auch nicht immer harmonieren. Aber nun dent ich, gehen wir hinein.“

Wannoffs ahnen zu Mittag, wenn die Leute ihre Mittagstafel hatten. Der Tag hing auch für Frau von Wannoff früh an, und selbst der Mittelmeister hatte sich daran gewöhnt, beizeiten aufzustehen. So gab es um die Mittagstafel allemal einen tüchtigen Appetit.

Das Essen war reichlich und sehr gut. Dazu ließ der Mittelmeister ein paar Flaschen heraufholen, die für besondere Anlässe in Reservec lagen. Auf seinen Keller war er stolz, und er tat sich etwas zugute auf den Ruhm, der „beste Weinkenner der ganzen Gegend“ zu sein. Wo irgend ein Qualitätswein eingelagert werden sollte, da schickte man auch zum Mittelmeister von Wannoff; er mußte die Kostprobe nehmen und dem Hausherrn bezeugen, daß er gut gekauft habe oder hereinfallen sei. Das bekam ihm selbst freilich immer schlecht. Sein Zustand reagierte gar zu schnell und andauernd auf derartige Kostproben, und mitunter meinte der Mittelmeister selbst, daß jede dieser „Proben“ ihm ein Stückchen vom Leben abschneide. Aber der Vorsatz, in Zukunft vorsichtig zu sein, wurde immer aufs neue kraftlos, wenn Wannoff erst den blanken Kelch in der Hand hatte. Es kam dann wie ein Hauch der Lebensfreude über ihn, und alle Vorsicht war vergessen.

Heute war's nicht anders, und heute kam noch die innere Erregung auf das Wiedersehen mit dem Sohn hinzu. Seine Hand zitterte, als der Diener ihm den köstlich duftenden alten Johannisberger in den Kristallbecher goß, und dann sog er andächtig die Blume ein.

„Weißt du, mein Jungchen, wie lange der schon liegt?“ begann er langsam und beinahe feierlich. „Seit deiner Taufe! Im Sommer vor deiner Geburt hab' ich ihn selbst am Rhein gekauft, und nur deinetwegen. Denn das hab' ich gewußt, daß wir einen Sohn haben würden.“ Er lachte, und das Lachen ging in einen trockenen Husten über, der ihn nötigte, das Glas niederzusetzen.

Frau von Wannoff stieß ihn leise an: „Aber, Wannoff!“ „Ist doch wahr“, sagte er, noch ein wenig erschöpft von der Anstrengung, „und ein Junge ist's doch auch geworden. Und was für ein Junge!“ Er hob das Glas wieder und sah zärtlich zu Ulrich hinüber. „Neden halt' ich seit langem nicht mehr. Aber wenn ich nun euch beide, Sie, mein lieber Herr Professor und dich, mein Jungchen, mit solch einem Weinchen willkommen heiße, dann wiegt das die schönste Rede tausendfach auf.“ Er erhob sich mühsam, und die andern tatens ihm nach. „Pröstitchen, und von Herzen willkommen daheim!“

Die Gläser klangen aneinander, aber Wannoff trank noch nicht: er mußte beobachten, wie die beiden den Wein genießen. Walthers nahm einen Schluck, den er mit einigem Behagen im Munde zergehen ließ, dann einen zweiten, und dann setzte er das Glas mit zärtlicher Behutsamkeit auf den Tisch. Wannoff sah das alles, und das Herz lachte ihm. Der junge Professor war ja wohl ein ganz tüchtiger Gelehrter und ein zuverlässiger Freund; aber daß er auch vom Wein etwas verstand, das ließ ihn in der Wertschätzung des Mittelmeisters erheblich steigern. Bei Ulrich halfen die Erregung des Augenblicks und die noch nicht sehr weit zurückliegenden Trinksitten seiner Studienzeit zusammen. Er stürzte sein Glas hinunter und machte stolz die Nagelprobe: „Da!“

„Söhnchen!“ machte der Mittelmeister gedehnt. „Aber das ist kein Bier, mein Jung, und auch kein Kräher, der um Gotteswillen vom Erdboden vertilgt werden muß. Beim nächsten Glas bitte ich mir mehr Respekt aus.“ Dann trank er selbst — andächtig, als sei ein Opfertrank im Kelche.

„Verzeihung, Vater!“ Ulrich lachte den alten Herrn fröhlich an. „Ich bitte um das zweite Glas, damit ich meinen Fehler wieder gut machen kann.“ Das Glas brachte er dann Walthers mit einem herzlichen Blick: „Dir, mein lieber Walthers und deinem Glüd!“

Walthers wurde rot wie ein Schulz. und er sah unwillkürlich zu Eoe hinüber. Dabei hob er sein Glas und tat Bescheid: „Danke!“

(Fortsetzung folgt.)

Sprechendes Licht.

Die überraschenden Erfolge, die die noch so junge Technik der drahtlosen Telegraphie in den allerletzten Jahren zu verzeichnen hatte, ließ ein Verfahren ganz in Vergessenheit geraten, das einst viel bestaunt wurde. Im Jahre 1902 gelang es nämlich dem bekannten Physiker Ernst Ruhmer auf dem Wannsee in der Nähe von Berlin, ohne Drahtverbindung über 7, später sogar über 15 km weite Strecken zu telephonieren. Wenn diese gar fein ausgedachte Apparatanordnung auch keine Durchsührung in großem Stil gestattet, wenn sie auch nie die praktische Bedeutung bekommen wird, die heute die drahtlose Telegraphie erreicht hat, verdient sie doch auch heute noch als Musterbeispiel für die Leistungen der modernen Physik höchstes Interesse.

Stelle genauer am 1. Januar sollen uns 2 Hauptteile auf: ein Telefon und ein Scheinwerfer. Was haben diese beiden Apparate miteinander zu schaffen? Wenn wir in einen Telephontrichter hineinsprechen, so treffen die Schallwellen, die die menschliche Stimme erzeugt, zunächst auf eine dünne Membran, die in Schwingung gerät und damit die hinter ihr eingepackten Kohlenförmchen mehr oder weniger zusammenpreßt. Der durch sie gehende elektrische Strom wird dadurch in seiner Stärke ein wenig beeinträchtigt, und man kann diese verhältnismäßig geringen Schwankungen durch Einschaltung eines Induktors noch verstärken. Wird nun der Strom eines solchen Kohlenförmchen-Telephons an eine Bogenlicht-Anlage angeschlossen und spricht man in das Mikrophon hinein, dann hört man deutlich, wie der Lichtbogen die Worte gleichzeitig spricht und flackert, also seine Stärke wahrnehmbar ändert. Diese eigentümliche Erscheinung einer sprechenden Bogenlampe, die Prof. Dr. Simon zuerst beobachtet hat, wirkt besonders überraschend, wenn das Mikrophon in einem entfernten Raum untergebracht ist. Zunächst sieht jeder Mann in der Bogenlampe einen gewöhnlichen Beleuchtungskörper, und man ist nicht wenig erstaunt, wenn sie plötzlich zu sprechen und zu singen beginnt.

Diese an sich schon höchst merkwürdigen Versuche regten nun E. Ruhmer zu weiteren Experimenten an. Sollte es nicht möglich sein, die sprechenden Lichtstrahlen durch einen Scheinwerfer wie auf Leuchtstrahlen weit hinausstrahlen zu lassen, sie irgendwo wieder aufzufangen und hörbar zu machen? Er glaubte mit der Lösung dieser Frage der kurz zuvor entdeckten Marconi-Telegraphie entgegenarbeiten zu können. Das zündende Bogenlicht auf einige Entfernung entweder durch eine davor gesetzte Linse oder durch einen dahinter angeordneten parabolischen Spiegel auf größere Strecken zusammenzufassen und hinauszuschicken, das bot zunächst keinerlei Schwierigkeiten. Aber wie nun die Empfangsstation ausbauen? Wie aus den Lichtwellen, die nur unser Auge wahrnimmt, wieder Schallwellen werden lassen, die unserem Ohr das gesprochene Wort wieder zuführen? Eine Lösung wäre unmöglich gewesen, hätte man nicht schon damals ein wunderbares Element gekannt: das Selen, das als roter, fleckiger Niederschlag aus seleniger Säure durch Schwefelwasserstoff ausgefällt wird. Erwärmt man diesen Niederschlag langsam auf 97°, dann wächst seine Temperatur ganz plötzlich auf 220°, es wird metallisch-kristallinisch und zeigt nun eine ganz besondere Eigenschaft, die für unsere Versuche von größter Wichtigkeit ist: je stärker es bestrahlt wird, desto besser leitet es den elektrischen Strom. Im Dunkeln läßt es ihn überhaupt nicht durch. Das machte sich Ruhmer zunutze: er fing an der Empfangsstation die ankommenden parallelen Lichtstrahlen in einem parabolischen Spiegel auf und leitete sie dadurch alle nach dessen Brennpunkt, wo eine sehr lichtempfindliche Selenzelle eingebaut war. Durch sie führte der Strom eines gewöhnlichen Telephons hindurch, und wenn man nun in das Mikrophon der Sendestation hineinsprach, dann konnte man am Hörer der Empfangsstation das Gesprochene deutlich wahrnehmen. Welch ein Umweg, den hier das Wort machen muß! Erst sind es Schallwellen, dann elektrische Wellen, Lichtwellen, die den Äther durchqueren und die schließlich, wieder in elektrische Wellen umgesetzt, die Membran des Hörers in Schwingung versetzen und dadurch für das menschliche Ohr hörbar werden. Die drahtlose Telegraphie mit Hilfe des Lichtes ist eines der glänzendsten Bravourstücke der Physik.

Bermischtes.

Wie aus 5 Pfennigen 100,000 Mark werden können. Die moderne Technik bringt Wunder zustande, von denen die große Menge im allgemeinen nichts ahnt. Besonders in der Herstellung von modernen Kleidertoffen, die früher selbstverständlich aus Wolle, Baumwolle oder Seide angefertigt wurde, können durch die Fortschritte der Technik Stoffe zur Verwendung gelangen, die im allgemeinen mit Bekleidungsgegenständen wenig zu tun haben. Als Beispiel sei nur erwähnt, daß eine der schönsten Seiden nachahmungen, wie sie in jüngster Zeit besonders häufig zu Staubmänteln für Damen verwendet wurden, aus Aluminium hergestellt ist. Ebensoviele wie sich das Aluminium in seiner gewöhnlichen Form zu einem Kleidungsstück eignet, ebenso praktisch und schön ist es, wenn das Aluminium richtig verarbeitet und weislich gemacht worden ist. Natürlich bekommt das Aluminium durch diese neue Verarbeitung einen beträchtlich höheren Wert, als es in seinem Urzustande hat. Aus Pfennigwerten werden dadurch Werte von vielen tausend Mark. Man kann sagen, daß sich der Wert ungefähr hundertfach. Eine andere Seide, die der natürlichen Seide weder an Schönheit noch an Haltbarkeit etwas nachgibt, ist der Seidenstoff, der aus Holz hergestellt wird. Es ist unglücklich es klingt, so ist es doch wahr, daß ein großer Teil der Kunstseide tatsächlich reine Holzfasern sind. Es ist die sogenannte Viscose-Seide. Ueber die Wertsteigerung des Holzes in dieser Verarbeitung unterrichten folgende Zahlen: Der Holzblock kostet im Raummeter ungefähr 10 Mark. Das aus diesem Block hergestellte Papier hat einen zehnfachen Wert und kostet 100 Mark. Wird das Holz zu Kunstrohhaar verarbeitet, dann steigt der Wert auf 2500 bis 3000 Mark, und zur besten Holzseide umgewandelt, wird der Wert ungefähr auf 7000 Mark gesteigert. Noch deutlicher treten die Früchte der Arbeit bei Eisen zutage. Eine bestimmte Menge von rohem Eisenerz hat einen Wert von 5 Pfg. Das daraus hergestellte Schmiedeeisen kostet 2 Mk. Wird

bereits auf 5 Mk., hat sich also durch die Arbeit bereits verdundertacht. Der Wert läßt sich aber noch ganz besonders steigern. Verwandelt man nämlich das Eisen in Messertlingen, so hat es bereits einen Wert von 500 Mk. und, in feinste Messer umgewandelt, bekommt es gar einen Wert von 100,000 Mk. Auf diese Weise lassen sich durch sachgemäße Bearbeitung ganz ungeheure Wertsteigerungen erzielen. Die Wertsteigerung beträgt in diesem Falle das zweimillionenfache des Urpreises.

Welche Ansprüche zur Zeit der Minnefänger an die Bildung eines jungen Mädchens gestellt wurden, dürfte heute im Zeitalter der Frauenemanzipation von einigem Interesse sein, und mögen hier nur einige Regeln folgen, die speziell im Verkehr der Geschlechter untereinander einzuhalten waren und die zu verlegen einem Verstoß gegen die guten Sitten gleich kam. Daher vermied es ein gut erzogenes junges Mädchen, das anzufassen, was vorher die Hand eines Mannes berührt hatte, ebenso galt es ihr für unschicklich, einen Mann lange anzusehen. Doch hätte es für unmoralisch gegolten, auf den Gruß des Mannes nur leicht den Kopf zu neigen, sondern sie hatte, gleichviel ob arm oder reich, stets freundlich zu grüßen und sogar sich von ihrem Sitz zu erheben, wenn ein Mann sich demselben näherte, selbst wenn es die Frau oder die Tochter des Königs war. Sah sie zu Tisch, so hatte sie sich, des vielen Sprechens und lauten Lachens zu enthalten und mußte sich größter Mäßigkeit befleißigen. Uebelvermerkt hätte man es auch, wenn eine Frau von Bildung so laut aufgetreten, zu große oder zu kleine Schritte gemacht u. ohne einen Mantel ausgegangen wäre. Daß man dasumal auch schon für die passende Unterbringung der Arme und Hände sich sorgte und deren unschöne Haltung zu vermeiden suchte, beweist die Forderung, daß ein Mädchen dieselben, wenn sie stand, über der Taille zu falten hatte, was allerdings nach anderer Auslegung als ein Zeichen der Demut gegen den Mann zu gelten hatte. Das sind aber wohl nur unbegründete Vermutungen.

Die Todessteige von Uganda. Ein englischer Reisender, der in diesen Tagen von einem Zug durch Uganda nach Nairobi zurückgekehrt ist und Gelegenheit gehabt hat, auch die weniger bekannten Distrikte jener ostafrikanischen Regionen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, gibt in einem Bericht eine interessante Schilderung seiner Eindrücke von den Fortschritten der Schlafkrankheit und dem Kampfe gegen diese furchtbare Seuche, die weite Länderstrecken Ostafrikas zu entvölkern droht. Allein in Britisch-Ostafrika, das sehr dünn bevölkert ist, hat die Schlafkrankheit in weniger als 15 Jahren über eine vierel Million Opfer unter der schwarzen Bevölkerung gefordert. Nur wer mit eigenen Augen die von der Seuche betroffenen Gebiete kennen lernte, vermag sich über die furchtbare Tragweite und den menschlichen Jammer Rechenschaft zu geben, die mit dem Vordringen der Krankheit in das östliche und nördliche Afrika über die wehrlose Menschheit hereingebrochen ist. „Die Fronte der traurigen Situation“, so berichtet der Reisende, „liegt in der Tatsache, daß die Eingeborenen, von deren intelligenten Mitarbeit bei allen Schutzmaßnahmen die Einschränkung der Gefahr abhängig ist, nicht nur mit Misträuen die scheinbare Selbstlosigkeit betrachten, mit der die Weißen die Regerverbödlerung vor der Seuche zu schützen suchen, nein, noch mehr: die Schwarzen betrachten das Vordringen der Seuche in ihr Land geradezu als das Werk der Europäer. Und da die Schlafkrankheit auf den von Europäern eröffneten Handelswegen aus dem belgischen Kongogebiete eingeschleppt worden ist, bezw. den Handelswegen folgend vordrang, liegt in der Auffassung der Schwarzen sogar scheinbar eine halbe Wahrheit, die den Regern zu erklären und verständlich zu machen unmöglich ist.“ Die wahren Schuldigen sind bekanntlich eine Gruppe gefährlicher Stechfliegen, deren Lebensgewohnheit und Fortpflanzung seit langem die Forschung beschäftigt. Die Tsetse-Fliegen vollbringen unermüdlich ihr tödliches Werk der Weitergabe der Parasiten, der Trypanosomen, und alle bisher vermittelten, die Parasiten abzutöten, sind fruchtlos geblieben. Die Tsetse-Fliege hat dabei nur allzu wenig Feinde; nur die Drachen-Fliege, die auf die Tsetse-Fliege Jagd macht, besitzt die nötige Flugschnelligkeit, das unheilbringende Insekt erhaschen zu können. Auf den See-Inseln im Victoria-Nyanza-See arbeitet gegenwärtig ein Naturforscher in der Stille daran, neues Licht in die geheimnisvolle Lebensweise der Tsetse-Fliege zu bringen. Er hat dabei auch Beobachtungen über die natürlichen Feinde des Insektes angestellt und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß von den Vögeln des Landes nur ein einziger imstande ist, die Tsetse-Fliege in der Luft zu fangen: der Bienensfresser, *Merops superciliosus*. Aber dieser Vogel ist zugleich der Feind und der Freund der Tsetse-Fliege, denn er jagt nicht sie allein sondern auch die Drachenfliege, *Cacergates*, die der Tsetse-Fliege nachstellt. Da die ärztliche Wissenschaft noch immer außerstande ist, ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Schlafkrankheit zu liefern, müssen sich die Bemühungen der Behörden auf die Abholzung des allen größeren Ansiedlungen benachbarten Buschwerkes beschränken. In engen örtlichen Grenzen wird damit manche Erleichterung geschaffen,

inngemäß mit so bescheidenen Mitteln nicht aufzuhalten. Bei allen Bemühungen bleiben die Europäer, wie bereits gesagt, auf die Mitarbeit der Eingeborenen und insbesondere der intelligenteren Hauptlinge angewiesen. Und hieran fehlt es nur allzu sehr. Es ist unglücklicherweise außerordentlich schwierig, die Schwarzen davon zu überzeugen, daß zwischen der Tsetse-Fliege und der Schlafkrankheit ein Zusammenhang besteht; denn die Eingeborenen kannten diese Fliege längst, bevor die Schlafkrankheit ihren Einzug in das Land hielt. Dazu kommt, daß die Abholzung und Freilegung des Buschwerkes eine kostspielige und schwierige Arbeit ist; und langwierige Arbeiten gehören nicht zu den Leidenschaften der Neger.

Neue Fensterreiben. Wie aus Newyork geschrieben wird, hat man dort ein neues Mittel zur Verbesserung der hygienischen Verhältnisse in den Schulräumen gefunden. Anstelle von Gläsern hat man in die Fensterrahmen äußerst feingewebte und vollkommen durchsichtige Vollschieber gezwängt, so daß einerseits genau wie beim Glasfenster der Staub abgehalten wird, in die Zimmer einzudringen, daß aber auch zugleich, was beim Glasfenster nicht möglich ist, die Luft ungehindert ein- und austreten kann. Die Erfahrungen, welche man schon in den ersten Wochen mit dieser neuen Einrichtung machte, haben den Newyorker Magistrat veranlaßt, die neuen Fenster in größerem Umfange einzuführen.

Die Automobilausfuhr Deutschlands. Nach einer längeren Periode des Anwachsens der deutschen Automobilerzeugung ergibt sich aus den Zahlen für das erste Vierteljahr des laufenden Jahres zum ersten Male ein bedeutender Rückgang gegenüber dem Vorjahre. Es ist in den verschiedenen Zweigen der Automobilindustrie Personenautomobile, Passautomobile, Motorfahräder und lenkbare Luftfahrzeuge ein durchschnittlicher Rückgang von ungefähr 30% zu konstatieren. Bei der Einfuhr an gleichen Produkten im Vergleich zu den Jahren von 1913, fällt besonders die außerordentlich gesteigerte Einfuhr von Personenautomobilen aus Amerika ins Auge, die man allein auf Rechnung der sogenannten „kleinen Wagen“ zu setzen hat. Es ist für die deutsche Industrie sehr bedauerlich, daß sich das kaufstüchtige deutsche Publikum, durch die mit ungeheuren Mitteln durchgeführte Reklame der amerikanischen Automobilfabriken verleitet, sich nicht mehr an die zum mindesten ebenso guten deutschen kleinen Wagen hält. Im ganzen genommen verhält sich die Einfuhr aus Deutschland zur Einfuhr wie 6 : 1, ist also immer noch um ein ganz beträchtliches erheblicher als der Betrag der eingeführten automobilspezifischen Industrieprodukte. Es ist zu erwarten, daß gerade nach diesen Veröffentlichungen noch in verstärkterem Maße sich die deutsche Automobilindustrie bemühen wird, ihre amerikanischen Konkurrenten (zu denen nun auch noch hinsichtlich der Motorfahräder eine Anzahl englischer Firmen treten) wieder aus dem Felde zu schlagen.

Auf der Hochzeitsreise. Junge Frau: „Am Gottes willen, ich hatte im Kupee den linken Schuh ausgezogen, weil er mich so drückte.“ — „Nun?“ — „Dann habe ich vergessen, ihn wieder anzuziehen... da fährt er!“

Vorsorglich. Nervöse Dame: „Und, Kutscher, fahren Sie vorsichtig über das Pflaster. Und vergessen Sie nicht die Hausnummer. Und passen Sie auf die Automobile auf.“ — Der Kutscher: „Ja, und in welches Krankenhaus möchten Sie, wenn etwas passiert?“

In der Hochsaison. Wirt: „Darf ich Sie mit dem Herrn da am Fenster belannt machen?“ Tourist: „Oh, eigentlich habe ich kein Interesse...“ Wirt: „Ja wissen S', wir haben nur noch ein Bett frei... bei dem müssen S' diese Nacht schlafen!“

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Paul.
Druck und Verlag der W. Meier'schen Buchdruckerei, Altensteig.

Das natürlichste und infallibelste Mostersatz-Produkt ist: ETTERS FRUCHTSAFT Marke Schmitter
Im aigawan Postnilla-sollta Suw
Konsumant nur inaf Erzeugnis-Kauf

Verkaufsstellen:
Altensteig: Jakob Wurster, Nagold Fr. Schittenhelm,
Pfalzgrafenweiler C. F. Heintal.



Fahrrad-Vertreter: Paul Schaupp, Altensteig,
Karl Korn, Pfalzgrafenweiler.

